

Unser barmherziger Samariter

Predigt, gehalten am 2. September 1934
in der deutsch-evangelischen Kirche zu Lüderitzbucht, Südwestafrika,
von
PAUL SCHULTE, Rhein. Missionar.

*Zu Trutz und Trost den Bekennenden und Unbestechlichen,
besonders D. Karl Barth in Dankbarkeit dargereicht.*

Luk. 10, 25—37.

Da stand ein Gesetzeskundiger auf, um ihn zu versuchen, und fragte: „Meister, was muß ich tun, um ewiges Leben zu ererben?“ Jesus erwiderte ihm: „Was steht im Gesetz geschrieben? Wie lauten da die Worte?“ Darauf antwortete er: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, mit deiner ganzen Seele mit aller deiner Kraft und mit deinem ganzen Denken“ und „deinen Nächsten wie dich selbst.“ Jesus sagte zu ihm: „Du hast richtig geantwortet; tue das, so wirst Du leben.“ Jener aber wollte sich rechtfertigen und sagte zu Jesus: „Wer ist denn mein Nächster?“ Da erwiderte Jesus: „Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel Räubern in die Hände; die plünderten ihn aus, schlugen ihn blutig, ließen ihn halbtot liegen und gingen davon. Zufällig kam ein Priester jene Straße gezogen und sah ihn liegen, ging aber vorüber. Ebenso kam auch ein Levit an die Stelle, sah ihn und ging vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam in seine Nähe; und als er ihn sah, fühlte er Mitleid; er trat an ihn heran, verband ihm die Wunden und goß Öl und Wein darauf; dann setzte er ihn auf sein eigenes Maultier, brachte ihn in eine Herberge und verpflegte ihn. Am folgenden Tage holte er zwei Silberstücke heraus, gab sie dem Wirt und sagte: ‚Verpfege ihn, und was es dich etwa mehr kostet, will ich dir bei meiner Rückkehr ersetzen.‘ Wer von diesen dreien hat sich nun nach deiner Ansicht dem unter die Räuber gefallenen Manne als Nächster erwiesen?“ Jener antwortete: „Der, welcher die Barmherzigkeit an ihm getan hat.“ Da sagte Jesus zu ihm: „So gehe hin und handle du ebenso.“

Liebe Freunde, Jesu Forderung der Nächstenliebe ist ein Angriff! Ein Angriff auf das satte Selbst des Menschen. Priester und Levit, die aus Feigheit oder Bequemlichkeit an dem Ueberfallenen vorübergehen, trifft seine schwere Anklage. Eine Weltanschauung, die sich nur um das liebe Ich dreht und sich zur Beruhigung gar ein frommes Mäntelchen überhängt, steht unter seinem heiligen Nein. Nein, nicht Du, sondern Dein Nächster!

Wir sind heute erschlossen für dieses angreifende Wort Jesu. Die alte, böse Parole: Jeder ist sich selbst der Nächste! ist außer Kurs gesetzt. Wir sind heute durch einen beherzten Führer über alle bloßen Schlagworte und leeren Bemühungen hinausgedrängt zur schlichten sozialen Tat: „Du bist nichts“ — heißt es — „Dein Volk ist alles!“ Und Aufgaben, wie sie früher fast nur den überlasteten Schultern der Innern Mission oblagen, die Fürsorge für alles Notleidende, für alles, was unschuldig in unserm Volk unter die Räuber gefallen ist — unter die Räuber: Krieg, Inflation, Arbeitslosigkeit — diese Aufgaben, wir sehen sie heute ein Volk geschlossen anpacken in opferstarkem Samariterdienst.

„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Welch eine befreiende Umkehr! Und es kommt nur darauf an, daß auch Du Dich, lieber deutscher Bruder, mit hineinziehen läßt in diese Bereitschaft, das eigene Leben für die Gesamtheit hintanzustellen. Unser Leben wird solange gering sein, als wir nur geringes für andere tun, und es wird sich heben und reich werden, wenn es Samariterdienste übt. Hier steht das wunderbare Gebot, das das vornehmste ist neben dem andern, das gleich vornehm ist: Du sollst den Herrn, Deinen Gott lieben von ganzem Herzen, mit Deiner ganzen Seele, mit aller Deiner Kraft und mit Deinem ganzen Denken — und Deinen Nächsten wie dich selbst! Sieh, was ist das für eine Glut! Was ist das für eine Religion! Da magst Du gering von Israel denken, jener Schriftgelehrte, der dieses Wort als Leitsatz seines Lebens bekennt, hat etwas vor Dir voraus, Du lieber, kalter evangelischer Christ. Sein Gott war ihm kein Gegenstand seiner Kirche, über den man Sonntags einmal nachdenkt, der aber sonst

im Leben keine bestimmende Macht ausübt, sein Gott brannte ihm auf dem Herzen mit Feuerglut und trieb ihn in eine eifernde Verantwortung für den Volksgenossen. Seine Religion bewirkte einen Sozialismus, wie er höher nicht formuliert werden könnte. Sein Gesetz lautete: Liebe den Volksgenossen wie Dich selbst. Mehr können auch wir wohl schwerlich leisten, auch wenn es heißt: „Du bist nichts — Dein Volk ist alles.“ Deine Person ist ja durchaus kein Nichts, — aber freilich, das soll damit gesagt sein, Dein Lebensanspruch, sobald er auf Kosten der andern geht, ist null und nichtig gegenüber dem Anspruch, den das Gesamtvolk zu stellen hat. Im normalen Fall aber bleibt es dabei: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.

Sieh, Du bist und bleibst ein Wesen, das sich sehr lieb hat und auf seinen Lebensanspruch bedacht ist. Du darfst es sein — aber nun heißt das Gebot: Du Mensch sollst dieses Dein Leben nicht zum Mittelpunkt machen und anderes Leben verdrängen. Du darfst Dich selber für wertvoll und Deine Interessen für notwendig halten, aber diese Deine Interessen sollst Du nicht rücksichtslos durchsetzen. Du darfst Dein Leben zu erhalten suchen, aber Du sollst Deine Umwelt nicht drüber vergessen und in Stich lassen. Gewiß, Du hast ein Recht, in gesicherten Lebensverhältnissen zu sitzen, aber Du sollst Dich nicht selbstgenügsam damit abfinden und es in der Ordnung halten, daß Millionen in ungesicherten Verhältnissen leben. Gewiß, das Sprichwort sagt: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um“, aber sei Dir nicht selber der Nächste! Lebe nicht auf Kosten der andern! Werde nicht mitschuldig am Schicksal derer, die unter die Räuber fielen! Du darfst Dich lieben, — aber, — heißt es, „Deinen Nächsten wie Dich selbst!“ Ihm sollst Du dieselbe Sorgfalt zuwenden wie Deinem eigenen Leben. Wie Du Dich im Falle einer Lebensgefahr unbedingt zu retten suchen würdest, so unabweislich soll Dir das Gebot sein, auch den andern zu retten. Dir soll es gelingen, das Leben, das Du so harmonisch und vom Schicksal verschont Dein eigen nennst, für die einzusetzen, die so ganz anders dran sind als Du, so zerrissen und elend und hilfsbedürftig. Laß ihr Los Deine Erbarmung und Anteilnahme finden, geh nicht vorüber!

Sieh, hier handelt es sich um ein klares Gebot, mit dem der Wert und Inhalt Deines Menschenlebens steht oder fällt. Entweder Du läßt Dich von diesem Gebot überwältigen und suchst im Dienst an dem Nächsten das Leben zu gewinnen oder Du bleibst unerschüttert in Deiner Eigenliebe beruhen und hast keine Verheißung, ins Leben einzugehen.

Aber nun kommt es freilich darauf an: Wie können wir dieses Gebot erfüllen?

„Wer ist denn mein Nächster?“ fragt der Schriftgelehrte und läßt uns ahnen, daß er seiner Sache doch nicht so ganz sicher ist. Wo unter all den Menschen soll ich denn anfangen? Macht

mir die Sorge für meine nächsten Angehörigen nicht schon genug zu schaffen? Wüßte ich überhaupt sonst jemanden, dem ich helfen könnte? Mit dem wenigen, was ich erübrige, lohnt sich das überhaupt? Ist es nicht fraglich, ob die Nothilfe, die wir ja versuchen, in die rechten Hände gelangt? Das Elend ist so groß — und oft auch mitverschuldet! Wer ist uns da der Nächste, bei dem man weiß, daß es sich lohnt, wenn man ihm hilft? Der Zweifel regt sich, der Zweifel an der Erfüllbarkeit des Gebotes! Und da mag ein Führer mit aller Entschlossenheit das Beispiel eines spartanisch einfachen, uneigennützigem Lebens geben und dem Zweifel gebieten und sagen: Seht, wir können! und es wird von staatswegen so manches Bewunderungswürdige in die Wege geleitet... und dann mag Jesu Leben vor unser Auge treten, wie er nichts für die Wertvollen tut, sondern alles, alles, für die es sich nach Menschenmeinen nicht lohnt — wir selber, wir Einzelnen, bringen nicht die seelische Spannkraft auf, die dieses Gebot der Nächstenliebe für unser persönliches Leben erfordert. Theoretisch lassen wir uns überzeugen: der Mensch darf nicht immer wieder zuerst an sich denken und an dem Lazarus vorbeigehen, der vor seiner Türe liegt. Aber innerlich fühlen wir immer wieder die Grenzen, in denen unser Eigenleben beharrt. Wir haben es zu lange und zu gründlich erfahren — ob wir gesellschaftlich oben oder unten stehen, ob wir heute wohlhabend oder nichts-mehr-habend sind: unser Ich quält uns mit seinen erfüllten und unerfüllten, mit seinen erfüllbaren und unerfüllbaren Wünschen, und wir erleben es immer neu, daß es auch bei den andern mit allen Programmreden von sozialer Gesinnung und persönlicher Einsatzbereitschaft noch nicht getan ist. Das Menschenherz läßt sich nicht umschalten wie eine Lichtleitung, heute dunkel, morgen hell, heute kalt, morgen warm, heute egoistisch, morgen sozial. Unsere Ichliebe springt nicht so leicht über zum Du eines andern.

Was ist das für ein Kampf in uns! Was sind das für Gegensätze in Gefühl und Willen! Ehrlich! nicht wahr, es macht schon Mühe, den allerliebsten Menschen, der mit unserm persönlichen Leben eng verbunden ist, immer so zu lieben wie uns selbst. Sympathie, Blut, Interessen verbinden uns, wir sind auf einander angewiesen, und doch steht oft das eigene Ich wie eine Mauer dazwischen. Oder denkt an den bösen Verrat, der vor kurzem im deutschen Vaterland geschehen ist! Dicht beim Führer, getragen von seinem höchsten Vertrauen, leben Menschen, die der Schwur unauflöslicher Treue band, die eine Verantwortung für Millionen hatten! — und sie konnten doch das böse Ich nicht unter das Wohl des Ganzen herunterzwingen! Du gehst vielleicht leicht darüber hin und sagst: unglückliche Veranlagung Einzelner. Es waren sehr viele! Und es sind Tausende und Abertausende, die ähnlich veranlagt sind. Was werden sie für die Gemeinschaft leisten! Es sind Hunderttausende und Aberhunderttausende, die an andern Krankheiten ihres Ichlebens leiden, wie

werden sie in Schach zu halten sein! Werden diese Krankheiten nicht immer neu zum Ausbruch kommen? Und sind sie nur Eigenschaften ihrer Träger oder sind sie Symptome unserer menschlichen Hinfälligkeit überhaupt? Was ist das für eine Gewalt, die auch bei einem normalen Leben in uns so viel edle Ansätze zunichte macht! Sollte man nicht ein wenig mißtrauisch werden und fragen, wie weit wir uns überhaupt auf Fleisch und Blut verlassen können? Ob nicht in allem, was wir für die andern zu tun meinen, das eigene Ich eine große Rolle spielt?

Von „Wirhaftigkeit“ reden wir heute. Wir sollen nicht ans Ich denken, wir sollen nicht ans Du denken, sondern das Gesamtnützliche, das Gemeinsamnotwendige soll das Erstrebenswerte sein, wobei ein jeder, Du und ich, auf seine Rechnung kommt. Schicksalsverbundenheit nennen wir es! Ob wir uns aber klar sind, daß diese Interessenmischung, dieses Ineinander der Verschiedensten nur unter der gespanntesten Aufmerksamkeit und Kontrolle unseres eigenen Selbst sich aufrechterhalten läßt? Daß wir nur in dem Falle vor dem kläglichen Versagen unserer persönlichen Einsatzbereitschaft bewahrt bleiben, wo wir die Menschen finden, die unserer Natur wirklich identisch und unserm Geschick wirklich gleichgeschaltet sind?

Diese Wahrheit unseres Menschlich-Allzumenschlichen uns einzugestehen ist wohl alles andere als Miesmacherei, es ist der notwendige Weg zur Selbsterkenntnis und Läuterung. Und Jesus ist wohl hier in seinem Gleichnis nicht anders zu verstehen. Er will dem Schriftgelehrten sagen: Sieh, Du kannst nur solange von Deiner sozialen Idee leben, als Du persönlich so gesichert und ungefährdet dastehst und Du Deine Partei hast, die Deine Interessen schützt. Trittst Du aber heraus aus ihrem Rahmen, kommst Du mit andersgearteten Menschen in Berührung, gerätst Du in eine Situation wie die zwischen Jerusalem und Jericho, die nicht im Programm vorgemerkt ist, sofort handelst Du nicht mehr als ein Wir, sondern als ein egoistisches Ich. In Dir hast Du nicht die Fähigkeit, in einem Menschen, dessen unglückliches Geschick dem Deinen nicht gleichgeschaltet ist, den Nächsten zu erkennen. Du nennst es Schicksal und Schuld, daß es ihm so geht und er so daniederliegt — und gehst an ihm vorüber!

„Wer ist denn mein Nächster?“ fragt der Schriftgelehrte und verrät bei aller Sicherheit seines Programms eine allerletzte Unsicherheit für den konkreten Fall. Seine Gedanken gehen der Reihe nach die Menschen durch, denen er sich verbunden und verpflichtet weiß: die Menschen seiner Verwandtschaft und Sympathie, die Berufskollegen, die Parteigenossen, die Menschen seiner Rasse und Art. Weiter gehen seine Ueberlegungen auf keinen Fall. Aber auch diese Dinge erscheinen ihm nicht unproblematisch. Er ist im Zweifel, wie er mit all diesen Verbindungen und Bindungen fertig werden kann. Welche Pflicht wird ihm Jesus als die bestimmende aufs Gewissen binden?

Welche Bindung hat für ihn so zu gelten, daß er andere für weniger bindend ansehen darf, denn es ist unmöglich, allen gleichmäßig nachzukommen. Entweder ich gehöre in erster Linie meiner Familie — denkt er — und dann erst den andern. Oder ich unterstehe mehr dem Tempel und seinen Bindungen, so werden mir seine Forderungen mehr gelten, und ich bin den Berufs- und Parteigenossen der Nächste, und ihrem Anspruch muß sich mein privates Leben fügen. „Kommt erst mein Volk und dann die andern vielen.“ nun, wo bleibt bei der Fülle der zu lösenden nationalen Aufgaben überhaupt noch Zeit, Geld, Kraft, Interesse für diese andern? Gilt nur mein Blut und meine Rasse, was kümmern mich dann noch die Bastarde, die ihr Blut und ihre Art verleugneten! Mögen sie als die Verachteten vor unsern Toren wohnen bleiben, mein Blut und meine Rasse verbietet es mir, mich mit ihnen weiter zu beschäftigen.

Das ist die Weltanschauung des Schriftgelehrten, der Jesus hier nach seiner nächstliegenden Aufgabe fragt. Er unterscheidet und scheidet zwischen den Menschen und sucht sich die aus, denen sein Dienst gilt. Er unterscheidet zwischen nächsten und ferneren und fernsten Bindungen — und so kommen nur ganz bestimmte Menschen für ihn in Frage, und wieder andere kommen ganz bestimmt nicht in Frage. Nur da, wo ich mein Ich mit eingeordnet und geborgen fühle, wo wir zusammenstehen zu einem einseinswollenden Wir — nur da kann sich mein Ich verantwortungsvoll einsetzen, nur da kann ich meinen Nächsten suchen.

Nein, Jesus geht darauf nicht ein! Er antwortet dem Schriftgelehrten nicht. Die Frage: Wer ist mein Nächster? bleibt unberührt liegen. Nein, das ist nicht seine Welt. Die Nächstenliebe, die er meint, sie ist grundanders geartet. Was Bande des Blutes und der Rasse sind, wie sie uns schicksalhaft umklammern, das sind Wirklichkeiten und Gegebenheiten dieser Welt, und sie haben mit Jesus nichts zu tun. Sie beruhen in sich selber und sind aus sich selber verständlich. Mutterliebe, Eltern- und Geschwisterliebe, Verwandtschaft, Freundschaft, Genossenschaft, Gefolgschaft, Volksgemeinschaft — alle diese Dinge sind schließlich selbstverständliche Wahrheiten, die wir Menschen uns selber sagen können und die wir auch ohne Gott erleben können. Jesus schweigt dazu. Der Schriftgelehrte mag selber zusehen, wie er mit diesen seinen natürlichen Sorgen fertig wird. Jesus nimmt sie ihm nicht ab und hat eigentlich nichts mit ihnen zu tun. Er hat eine andere Wahrheit geltend zu machen, nicht die der Welt und ihrer Geschichte. Ihm geht es um eine andere Wirklichkeit als die der Natur und ihrer Gesetze. Jesu Welt ist nicht die unserer völkischen Ordnungen. Den Glauben an ihn darfst Du nicht mit der Weltanschauung Deiner Partei verwechseln. Die Nächstenliebe, die er fordert, läßt sich in kein Schema und Programm einordnen.

Jesu Welt ist der unseren übergeordnet. Jede seiner Ordnungen sieht wie aus einer Höhe auf

die unsern herab. Jedes seiner Worte meint daher etwas Höheres als wir selber meinen. Wenn wir Nächstenliebe sagen, so heißt das etwas anderes als er damit meint. So allein sind seine unerhörten Forderungen und Angriffe auf uns zu verstehen. Er will unsere Welt erschüttern! Er will uns erobern für eine höhere Welt! Höre doch, wenn er sagt: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, ist mein nicht wert“, so sagt er es doch nicht als ein Ehrfurchtsloser, der uns die natürlichen Bindungen vergessen läßt, sondern er sagt: Die Liebe zu mir ist eine grundandere, höhere, als die Dich mit Vater und Mutter verbindet. Vergleiche mich nicht mit den irdischen Beziehungen!

Darin sieht er die Gefahr, daß wir Menschen ihn immer wieder zu uns herabziehen. Wir wollen ihn zu unsersgleichen machen. Wir wollen ihm einen Platz geben neben unsern sonstigen Beziehungen. Wir wollen die Religion zum Programmpunkt machen. Wir wollen ihm alle Ehre erweisen, wir sagen: Wir bekennen uns zum positiven Christentum, wir schützen die Kirche, aber zugleich heißt das: Dieses Christentum, diese Kirche, wir haben sie in der Hand, wir verschaffen ihr Geltung, Jesus Christus steht uns zur Verfügung!

Nein, Jesus steht uns nicht zur Verfügung! Er verfügt über uns! Er hat unser Leben in seiner Hand. Er steht über Führer, Volk, Rasse, Blut. Er steht unendlich hoch über uns! So, — und nur so! — ist es zu verstehen, wenn er Menschen in seine Nachfolge beruft, und sie verlassen seinetwegen alles. Auch die nächsten Menschen und die verpflichtendsten Bindungen haben seine Jünger um seinetwillen aufgeben müssen. Um seinetwillen — und nur um seinetwillen! — ist auch die Bindung an Rasse und Volk nicht mehr die für sie entscheidende. Sie, die Treuesten ihres Volkes, sendet sein Befehl hinaus bis ans Ende der Welt, aller Kreatur sein Evangelium zu bringen, und seither gibt es die eine *Una Sancta*, die eine, allgemeine, christliche Kirche, das neue heilige Wir der Gläubigen unter allem Volk und jeder Rasse, von dem es heißt: Hier ist nicht mehr irdischer Unterschied maßgebend noch maßgebend zu machen, „hier ist nicht Jude noch Grieche, Knecht oder Freier, Mann oder Frau, Ihr seid allesamt Einer in Christus!“

„Wer ist denn mein Nächster?“ Also nicht zuerst mein Volk? Etwa die andern? die vielen? die fremden? Jesus antwortet nicht.

Er erzählt seinerseits ein Gleichnis, eine Geschichte, die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Sie ist ein Angriff! Er will unsre Gedanken umlenken auf seine Welt hin.

Das Wort Samariter war eine Beleidigung für das Ohr des Schriftgelehrten. Die Samariter waren Bastarde zwischen Juden und Heiden, die reinrassigen Juden verkehrten nicht mit ihnen. Sie mieden sie, wie wir innerlich etwa die Farbigen meiden, die Mischlinge mit weißem Blut.

Samariter! aber welch ein warmer Klang ist es! Wie rein leuchtet die unverfälschte Güte

dieser Liebe! Wie ist sie ohne jede Voreingenommenheit und Berechnung! Welche linde Menschenfreundlichkeit spricht uns in dieser Tat entgegen!

Und doch! es waren nur ein paar ängstliche Griffe einer gewissenhaften Sachlichkeit! Es stand kein Programm dahinter. Es war ein zufälliges, aufregendes Zusammentreffen! Der Unbekannte, der vor ihm in seinem Blute lag — ja, er erkennt ihn, es ist einer von den Stolzen, die ihn, den Mischling, verachten. Was er also tun kann, er tut es nicht als sein Freund. Es ist keine Sympathie dabei. Er tut es, weil er sich mit dem Lose des Niedergeschlagenen solidarisch erklärt. Ich könnte an seiner Statt daliegen — denkt er — und wie wäre mir zumute, ginge einer herzlos an mir vorüber. Es ist ihm ein unbehagliches Gefühl, sich gesund und verschont zu sehen, und ein anderer, der dieselben Voraussetzungen dazu hätte, ja vielleicht bessere, liegt in seinem Blute daniedergestreckt. Es ist die Gesinnung, die den berühmten Arzt Albert Schweitzer in den sumpfigen Urwald Zentralafrikas treibt, wo er für die hilflos preisgegebenen Schwarzen Krankenhäuser baut: aus der Verantwortung heraus, daß unsere medizinische Wissenschaft Wege gefunden hat, wirksame Mittel der Seuchenbekämpfung in Europa zu erfinden. Wir könnten ebenso elend dahinsterven an Pest, Typhus, Malaria wie sie, und deshalb haben wir die einfache Menschenpflicht, für sie einzuspringen. Hörst Du, deutscher Christ, hier ist etwas mehr als bei dem Dienst des Priesters und Leviten, die immer nur davon reden, daß das Hemd ihnen näher sei als der Rock. Europa verantwortlich für die hilflos preisgegebene Heidenwelt! Rheinische Mission in Südwest verantwortlich für die gefährdete Seele unserer Eingeborenen! Wäre das nicht ernster Ueberlegung wert, ob wir im Eingeborenen nicht auch unsern Nächsten zu sehen haben? Ist nicht unser völkischer Egoismus offenbar, wenn wir ihn da nicht erkennen wollen und die Mission als unsere Verpflichtung mehr und mehr abweisen?

Der Eingeborene unser Nächster? Ach nein, auch diese Bestimmung ist nicht richtig. Unserer Erkenntnis wäre zu viel zugemutet. So wenig wie der Samariter von sich aus so viel Gefühl hätte aufbringen können, den stolzen Juden als ihm nahestehend zu empfinden, so könnten wir es uns nicht deutlich genug machen, warum wir für die Not der Eingeborenen so haftbar seien, daß wir die große Not der Heimat darüber auch nur einen Augenblick aus dem Auge verlieren dürften. Der Samariter hatte ja wohl auch seine Leute zu Haus, die seinem Lebenskreise näher standen als dieser verunglückte Jude und er hilft sozusagen ja nur zufällig einmal im Vorbeigehen.

Darauf kommt es ja hier nicht an, was wir denken, fühlen, wollen. Es ist falsch gefragt: Ist der Eingeborene mein Nächster? Er ist es nicht. So hat auch der Samariter sich nicht gefragt: Ist der Jude mein Nächster? Er war nicht

sein Nächster. Aber umgekehrt ist es richtig — und das ist der Generalangriff Jesu auf unsere Ichliebe, die sich darin gefallen will, auch die Nächstenliebe zum Gegenstand ihrer Wahl zu machen — umgekehrt, nicht der Samariter hat in dem Erschlagenen seinen Nächsten gefunden, dem er dienen kann, sondern der Erschlagene seinerseits findet im Samariter seinen Nächsten, und der hilft ihm. Mein Nächster ist es nicht, dem da geholfen werden muß, sondern er, er sieht in mir seinen Nächsten, der ihm allein helfen könnte. „Wer hat sich als Nächster erwiesen dem Manne, der unter die Räuber gefallen war?“ „Der die Barmherzigkeit an ihm getan hat“. Er war sein Nächster. Der Erschlagene selber weiß es, niemand ist ihm jetzt näher als dieser Mann, kein Volksgenosse, nicht Vater und Bruder, niemand ist ihm jetzt so nah wie dieser verachtete Fremdling, der zu ihm herankommt, ihm die schmerzenden Wunden verbindet, der den kühlen Wein, das lindernde Oel darüber gießt und der ihn dann auf sein Reittier hebt und zur Herberge, zurück ins Leben, führt. Der hat sich ihm als Nächster erwiesen. Der Stolze erlebt in dem Verachteten seinen Nächsten.

Da sieht ein fremder Ovambojunge ein deutsches Kind auf dem Gleise spielen, auf dem der Zug kommt, und mit Einsatz seines eigenen Lebens springt er hinzu und entreißt es dem sicheren Tode. Warum? Das Kind war nicht sein Nächster. Dem Kind aber war er der Nächste, es fand in ihm, dem fremden Mann, den Retter. Das ist nur ein Bild, aber verdeutlicht es wohl, daß die Liebe, die wir zum Nächsten haben sollen, von unserm Ich gelöst sein muß? und daß sie ebenso keine Schranken verträgt, die wir ihr geben, wenn wir uns die Menschen aussuchen, die wir lieben wollen? Wie, wenn die uns so artfremde Seele der Eingeborenen einmal rückhaltlos für uns, die wir hier draußen ja auch unter die Räuber gefallen sind, eintritt, rückhaltlos, als wir es unsererseits je für sie getan haben?!

In der Mission ahnen wir bestimmt etwas davon. Wir sind ja mit unserer evangelischen Kirche in Gefahr geraten. Das Glaubensgut der Reformation wird uns geraubt, und die Priester und Leviten merken es nicht, und die Gemeinde sammelt sich nicht, diesem Verderben zu wehren, sie, die allein Mündige, läßt sich mundtot machen. Da könnte es sein, daß uns die eingeborenen Kirchen helfen. Schwach und verachtet, werden sie doch ihrer kirchlichen Substanz treu bleiben. Das Evangelium werden sie für uns bewahren wie der Samariter Oel und Wein. Sie wissen von einem einzigen Heil, das ihnen selber widerfahren ist, von dem Heiland, der sie aus der Nacht ihres Heidentums zum Licht eines neuen Tages geführt hat. Und diese Erfahrung werden sie für uns wach halten gegen die Götzen und Nichte, die über uns hereingebrochen sind.

Du denkst vielleicht: wieso denn? der evangelischen Kirche geht's doch gut! Sie ist auf dem Wege von der Zersplitterung zur Einheit. Sie

steht heute im Schutze des Staates mächtiger da als je. Sie ist zur Reichskirche geworden.

O Freunde, der Kirche geht es schlecht, sie liegt in Todesnöten wie nie seit den Tagen der Reformation. Diese äußere Macht — das erweist es ja gerade, wie wenig bei ihr noch das Wort Jesu zu Hause ist: Jesus sagt: „Die weltlichen Fürsten herrschen und üben Gewalt... aber bei Euch darf es nicht so sein!“ Innerlich ist das Heidentum eingekehrt! Heidentum ist: wenn man die Dinge der Welt religiös nimmt. Heidentum ist: wenn man von Gott spricht und meint den Menschen. Wenn man von Religion spricht und meint Blut und Rasse. Wenn man von christlicher Nächstenliebe spricht und meint nichts mehr weiter als den nationalen Selbsterhaltungstrieb. Dinge, die in der Prosa unseres Kampfes ums Dasein ihren Platz haben: die ernstesten Tatsachen, die uns als Deutsche alle fordern, die Zugehörigkeit und Schicksalsverbundenheit mit unserm geliebten und geplagten Volk, diese Dinge glaubt man christlich sanktionieren und zum Gottesdienst erheben zu können. Seht, da muß sich der Protest regen! Und er regt sich gewaltig. Da stehen zunächst die radikalen Feinde der Kirche, die konsequentes Heidentum wünschen und sagen der Kirche: Du bist nicht ehrlich genug! Du könntest bei Deiner Gesinnung ruhig dem Christus absagen! Er paßt nicht zu Dir! Er ist Dir artfremd! Sie haben recht.

Aber mehr als diese hat Christus selber gegen sie recht. Christus paßt nicht in das Schema dieser Welt. Er läßt sich wohl in sie ein, er geht aber nicht in ihr auf. Du kannst ein guter Christ sein und doch ein rechter Nationalsozialist. Du kannst mit glühender Liebe zum dritten Reich gehören, aber es bleibt dabei: Sein Reich ist nicht von dieser Welt! Christus läßt Dir alle Deine politischen und völkischen Pflichten, ja vielleicht verschärft er sie noch, er macht Dich vielleicht überhaupt erst fähig dazu, sie richtig zu lösen, aber er bleibt der, der von oben kommt, und unser Kämpfen und Suchen kommt von unten. Er ist Gottes und wir sind vom Menschen, und er läßt sich nicht zum Diener unserer Programme erniedrigen. Er hat seine Welt, die er zu uns zu bringen hat, die himmelhoch höher ist, als die unsere, und diese wird unsere Weltanschauung, unsere nationalsozialistische zu bestimmen haben, nicht umgekehrt. Sonst sind wir keine Christen — und wir haben den Baustein verworfen, der von Gott zum Eckstein erwählt ist. Siegen die Götzen in unserm Christentum — diese zur Religion erhobenen Erdenwahrheiten — dann ist es um die Kirche Christi bei uns geschehen — und wir können billig fragen, wie es ohne sie dann in unserm Volke weitergehen kann!!

Christus ist der Eckstein, an dem ein Volk aufersteht oder zerbricht. Warum? Warum steht er so hart gegen uns? Warum können wir das Völkische nicht einfach von ihm lösen und sich selber überlassen und sagen: die Religion ist eine besondere Angelegenheit der Konfessionen; so wie

sie ihr Eigenleben hat, so hat es das Volk auch. Ach, dann haben wir den Heiland verworfen! Ihn, der der Retter heißt, ihn, der unendlich viel mehr weiß von uns als wir selbst! Er kennt unendlich viel tiefer als wir die Not, an der wir leiden, auch unsere völkische und politische. Und er hat eine unendlich viel gründlichere Hilfe für uns als die, mit der wir uns selber helfen! Er muß den vollen Angriff gegen uns wagen, um uns den vollen Sieg zu verschaffen! Er muß unser selbstgewisses Ich überfallen, wie jene Räuber über den Wehrlosen herfielen, er muß Gewalt an uns üben, bis wir selber nicht mehr können — um uns dann zu erscheinen als der er ist: der eine, große Samariter, der allein sich unserm Leben herzlich und sachlich annimmt. Ueberall stoßen wir auf Selbstsucht, nur bei ihm nicht! Ueberall sind die Grenzen, die Mensch und Mensch trennen, nur er ist grenzenlos! Ueberall ist Zwang und Druck, nur bei ihm ist Freiheit! Ueberall dringt Sünde und Irrtum ein, nur er ist heilig. Ueberall reißt die Verbindung, bricht die Lüge durch, regt sich das tödliche Verderben, er aber ist — der Weg, die Wahrheit und das Leben! Niemand, der „Gott“ sagt, weiß, was er damit meint — Jesus ist der Weg zu ihm! Und darum steht er gegen unsern Stolz! Darum antwortet er dem Schriftgelehrten nicht. Darum wissen auch wir in unserer Selbstliebe nicht, was das Nächstliegende für uns ist und wie wir es machen sollen, mit all den Aufgaben fertig zu werden. Wo wir wählen, was wir zunächst tun wollen und welchen Menschen wir gehören wollen, es wird die Eigenliebe sein, die uns verfolgt!

Nur an einer Stelle können wir ihr entinnen und der wahren, helfenden Liebe inne werden, nur in der einen Situation: daß diese helfende Liebe uns selber widerfährt!

So wie niemand weiß, was Mutterliebe ist, wenn er sie nicht am eigenen Leibe erfahren hat, so wissen wir nicht, was Dienst der Nächstenliebe ist, wenn sie uns nicht selber zuteil wird.

Und darum müssen wir wohl mit unserm Leben einmal in die Bedrängnis geraten, um für diese Liebe empfänglich zu werden, und es muß uns geschehen, daß es mit unsern Programmen der Selbsthilfe nicht recht weiter will und daß auch die Kirche und alles vermeintliche positive Christentum ins Sterben und Zusammenbrechen hinein muß.

Irgendein Unglück geschieht; unser Leben gerät in die Vereinzelung; unser Weg verliert sich in die Gegend zwischen Jerusalem und Jericho. Finster droht das Land ringsum; unheimliche Stimmen regen sich. Unser bisher so sorgloser Gang wird zum Wagnis, jeder weitere Schritt eine Gefahr. Von Gott haben wir uns losgerissen, wir haben uns dem Gang des Schicksals anvertraut, wir haben gesagt: „Was kommt, das kommt, und dann trifft es uns alle!“ Wir schienen zusammengeschmiedet von harter Schicksalsfaust: der Priester, Levit und — wir — Kirche, Partei, Volk. Unser

gemeinsames Blut und unsere Art machten allerlei Gemeinschaft unter uns lebendig, wir waren für einander einsatzbereit. Nun aber hat es sich bei irgendeinem Mißgeschick gezeigt, daß sie alle doch lauter kleine Ichs sind mit ihren eigenen Wegen. Kirche, Partei, Volk — Priester, Levit und wir — jeder ist wieder auf eigene Faust losgegangen. Es ist immer derselbe Weg. Er führt unter die Räuber; die haben mehr Zusammenhalt in ihren bösen Anschlägen als wir in den vermeintlich guten. Hätten wir unser Vertrauen doch nicht auf das eigene Ich gegründet, hätten wir doch das Gesamt-Ich des Volkes an das eine, große Ich des bewahrenden Gottes gebunden! Er allein könnte auch völkische Gegensätze ausgleichen, so daß wir in keine seelische Trennung hineinzugeraten brauchten zu denen, die nun jenseits unserer Tore und Grenzen wohnen sollen: die Samariter, die Mischlinge. Aber nun gibt es keinen Ausweg mehr! Räuber lauern am Wege, lauern auf den wehrlosen Einzelgänger. Niemand bewahrt ihn nun, weder Gott noch Mensch. Eine kleine Seele fällt ihrem Schicksal anheim! Es schlägt sie nieder und läßt sie halbtot liegen. Wen kümmert's? Der Priester kommt — Deine Kirche sieht Dich — sagt: Gott zürnt! — und geht vorüber. Der Levit kommt — Dein Parteigenosse — sagt: „Es kommt überall mal was vor — und geht vorüber. Ein einziger, der dann kommt, ... geht nicht vorüber!“

Niedergeschlagen und verlassen werden von den Menschen, auf halbem Wege zusammengebrochen, alle guten Hoffnungen und Ziele dahinsinken sehen, zu einem verlorenen Leben verdammt — und die Priester und Leviten, die helfen könnten, die gehen vorüber und helfen denen, die der Hilfe nicht bedürfen — und dann, dann gefunden werden von dem einen großen Fremdling und Samariter Jesus Christus, der selber den Todesweg für uns antritt, der sich frei und rückhaltlos an unserer Statt preisgibt, um uns aus einem verlorenen und verkauften Leben zurückzuholen — sieh, das ist der Nerv des Christentums, von hier aus allein kannst Du positives Christentum und christliche Nächstenliebe kennen lernen.

Der Gründer der Stadt Bethel, P. Bodelschwingh, hatte über seinem Samariterhandeln das Losungswort stehen: „Nachdem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde“. Darauf allein gilt es zu achten! Barmherzigkeit ist uns widerfahren! Der Samariter Jesus hat uns gefunden! Er hat sich unserm Leben als der Nächste erwiesen! Er hat die Schuld unseres Lebens getragen. Er hat uns aus dem Fall wiedergebracht. Er hat uns erlöst.

Im Blick auf ihn kommt das böse Ich unter unsere Füße. Sein Opfergang für uns bewirkt, daß auch wir uns auf den Weg machen, unser Ich einzusetzen für das Du des andern. Das Ich des andern — wir prüfen es nicht auf seinen menschlichen Wert oder Unwert, wir prüfen es auf seine Preisge-

gebenheit und sein Bedürfen, in uns die Hand zu finden, die es auf den gemeinsamen Retter hinweist, auf die Herberge, zu der wir beide gehen.

Ach, wir prüfen nichts, wir sind einfach von Jesus in Bewegung gesetzt. Das Lebensglück, das wir in ihm haben, hat uns die Augen dafür geöffnet, wieviel Lebensunglück es gibt. In der Welt geht ja schier jeder an jedem vorbei! Wir erleben es ja auch gerade bei uns selbst. Immer fürchten auch wir die Räuber. Immer möchten wir uns zunächst selbst in Sicherheit bringen und an den ihnen Anheimgefallenen vorbei. Es geht nicht! Jesus verhaftet uns in seinen Dienst! Wir sind die Schuldner der Menschen. Wir schulden ihnen die Liebe Christi, die Barmherzigkeit, die uns widerfahren ist.

Komm, lieber Bruder, „Gerettetsein gibt Rettersinn!“ Laß auch Du Dich von ihm retten, Du bist ihm der Erstebeste und der Nächste

dazu! Dein Leben muß zu allererst in Ordnung kommen, Dir muß unbedingt zunächst geholfen werden, ehe Du andern ein Helfer wirst. Denk nicht zu gering von dieser Hilfe für die andern. Niemandem ist mit einer halben Hilfe geholfen. „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze!“

Höre, Dein verlorenes Ich muß zum Erlösten Wir der Jesujüngerschaft empor. Dann wirst Du fähig, Dich als ganzer Christ ganz einzusetzen zum Samariterdienst an den Fernen und Nahen und ganz selbstverständlich auch an Deines eigenen Volkes Genossen! Jeder für jeden! Christus für alle!

Im Blick auf sein Kreuz mahnt Dein Samariter Jesus Dich: „So gehe hin und handle Du ebenso!“ Amen.